

Schütze, Yvonne

## Konstanz und Wandel. Zur Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert

Benner, Dietrich [Hrsg.]; Tenorth, Heinz-Elmar [Hrsg.]: *Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert*. Weinheim : Beltz 2000, S. 16-35. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 42)



### Quellenangabe/ Reference:

Schütze, Yvonne: Konstanz und Wandel. Zur Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert - In: Benner, Dietrich [Hrsg.]; Tenorth, Heinz-Elmar [Hrsg.]: *Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert*. Weinheim : Beltz 2000, S. 16-35 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-84416 - DOI: 10.25656/01:8441

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-84416>

<https://doi.org/10.25656/01:8441>

in Kooperation mit / in cooperation with:

**BELTZ JUVENTA**

<http://www.juventa.de>

### Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### Kontakt / Contact:

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

# Zeitschrift für Pädagogik

## 42. Beiheft

Zeitschrift für Pädagogik

42. Beiheft

# Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert

Praktische Entwicklungen und Formen der Reflexion  
im historischen Kontext

Herausgegeben von

Dietrich Benner und Heinz-Elmar Tenorth

Beltz Verlag · Weinheim und Basel

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Fotokopien für den persönlichen oder sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopie hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder genutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG Wort, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 80336 München, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

© 2000 Beltz Verlag · Weinheim und Basel  
Herstellung: Klaus Kaltenberg  
Satz: Media Partner GmbH, Hemsbach  
Druck: Druckhaus „Thomas Müntzer“, Bad Langensalza  
Printed in Germany  
ISSN 0514-2717

Bestell-Nr. 41143

# Inhaltsverzeichnis

|  |   |
|--|---|
| DIETRICH BENNER/HEINZ-ELMAR TENORTH  |   |
| Bildungsprozesse, Erziehungsverhältnisse und ihre Reflexion im 20. Jahrhundert. Einführung in den Band . . . . . | 7 |

*Teil I*  
*Erziehung und Bildung im Lebenslauf*

|   |    |
|---|----|
| YVONNE SCHÜTZE  |    |
| Konstanz und Wandel – Zur Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert . . | 16 |

|  |    |
|--|----|
| JÜRGEN ZINNECKER   |    |
| Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien.                           |    |
| Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert . . | 36 |

|  |    |
|--|----|
| RUDOLF TIPPELT   |    |
| Bildungsprozesse und Lernen im Erwachsenenalter.                         |    |
| Soziale Integration und Partizipation durch lebenslanges Lernen. . . . . | 69 |

*Teil II*  
*Internationale und politische Aspekte*

|  |    |
|--|----|
| BERND ZYMEK  |    |
| Regionalität und Internationalität, Mobilisierung und Egalisierung . . . . . | 92 |

|  |     |
|--|-----|
| ACHIM LESCHINSKY   |     |
| Schule in der Diktatur. Die Umformung der Schule im Sowjetkommunismus und im Nationalsozialismus . . . . . | 116 |

*Teil III*  
*Institutionen der Generationenordnung*

|  |     |
|--|-----|
| PETER LUNDGREEN  |     |
| Schule im 20. Jahrhundert. Institutionelle Differenzierung und expansive Bildungsbeteiligung . . . . . | 140 |

JÜRGEN OELKERS

Anmerkungen zur Reflexion von „Unterricht“ in der  
deutschsprachigen Pädagogik des 20. Jahrhunderts. . . . . 166

MICHA BRUMLIK

Soziale Arbeit. Funktionale Erfordernisse, ideologische  
Selbstmißverständnisse und vergessene Traditionen . . . . . 186

ADOLF KELL

Beruf und Bildung. Entwicklungstendenzen und Perspektiven. . . . . 212

*Teil IV*

*Reflexion und Forschung in der Erziehungswissenschaft*

DIETRICH BENNER/FRIEDHELM BRÜGGEN

Theorien der Erziehungswissenschaft im 20. Jahrhundert.  
Entwicklungsprobleme – Paradigmen – Aussichten . . . . . 240

HEINZ-ELMAR TENORTH

Erziehungswissenschaftliche Forschung im 20. Jahrhundert  
und ihre Methoden. . . . . 264

# Konstanz und Wandel

## *Zur Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert*

Die Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert ist zugleich die Geschichte ihrer beständigen Gefährdung oder besser ihres drohenden Zerfalls. Ich werde im folgenden, beginnend bei der Jahrhundertwende, sechs Etappen dieser Geschichte in den Blick nehmen. Ich werde mich im wesentlichen auf Deutschland beschränken und vom Modell der bürgerlichen Familie ausgehen, da dieses Modell bis auf den heutigen Tag die Vorstellungen darüber, was eine Familie ist und wie sie sein sollte, beherrscht. Dabei werde ich mich auf verschiedene Quellenarten stützen. Als Indikatoren sowohl für Veränderungen wie für Kontinuitäten behandle ich jeweils die Regelung der familialen Beziehungen durch das Recht, einige Strukturdaten wie Erwerbsbeteiligung von Frauen, Geburten- und Scheidungszahlen. Als weitere Informationsbasis nutze ich sozialwissenschaftliche, aber auch literarische Verlautbarungen über die Befindlichkeit der Familie im jeweils angesprochenen Zeitraum.

### *1. Die Familie an der Wende zum 20. Jahrhundert*

Rund 100 Jahre nach seiner Entstehung im späten 18. Jahrhundert hatte sich das bürgerliche Familienmodell als normative Idee durchgesetzt. Gleichzeitig aber wurde seine Erfolgsgeschichte beinahe von Anfang an argwöhnisch beäugt. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts hatte W.H. RIEHL, der als einer der ersten Familiensoziologen gilt, prognostiziert, daß der sich in der bürgerlichen Familie abzeichnende Autoritätsverlust des „Hausvaters“ mit einer „Fessellosigkeit des Individuums“ einherginge, durch die die Familie „schier aufgehoben wird“ (RIEHL 1854/1889, S. 140). Im Jahre 1913 beschreibt L. DELZONS die bürgerliche Familie wie folgt:

*„Sie ist eine auf Grund eines Einverständnisses zwischen gleichen Vertragspartnern gegründete Vereinigung, deren freier Wille die einzige echte Garantie für ihr Fortbestehen darstellt; sie findet ihre Daseinsberechtigung, ihre Stütze und ihre Kraft in den Kindern; und schließlich lebt und handelt sie doch für sich selbst, wenn sie auch eine lebende und handelnde Zelle des sozialen Organismus bleibt, aber beinahe ohne sich um ihn zu kümmern, so als ob sie sich kaum an ihn gebunden fühlte.“* (DELZONS zit. nach BOUDET 1974, S. 284f.)

Damit werden sowohl die Vorzüge wie die Gefährdungen, denen die bürgerliche Familie ausgesetzt ist, angesprochen. Im Gegensatz zur traditionellen oder vorbürgerlichen Familie begegnen sich die Ehepartner auf der Basis von Frei-

willigkeit und – hier unerwähnt – wechselseitiger Liebe. Die Familie, Vater, Mutter und unmündige Kinder, ist zwar Teil der Gesellschaft, schafft sich aber gleichzeitig eine Sphäre der Intimität und Privatheit, die ihr eine gewisse Autonomie oder „Selbststeuerungsfähigkeit“ (KAUFMANN 1995, S. 163) gegenüber der außerfamilialen Umwelt sichert.

Gleichwohl, diese Autonomie ist prekär. Wie DELZONS richtig erkennt, lebt und handelt die Familie so, als ob sie sich kaum an die Gesellschaft gebunden fühlt. Aber „diese Idee, die sich die kleinfamiliale Intimsphäre von sich selber macht“ (HABERMAS 1965, S. 58), ist mehr oder weniger Ideologie. Denn tatsächlich ist die Familie von anderen Bereichen der Gesellschaft, z.B. der Wirtschaft, aber auch der Politik und dem Recht abhängig. Es ist die Familie, die sich den Erfordernissen dieser weit mächtigeren Systeme anzupassen hat und nicht umgekehrt.

Wie sehr die normativen Vorstellungen des bürgerlichen Familienmodells durch die Gesetzmäßigkeiten des Marktes unterhöhlt werden, wird besonders deutlich bei der Eheschließung, die doch auf Liebe basieren soll und empirisch so häufig Geld- und Standesinteressen untergeordnet wird (vgl. HABERMAS 1965; ROSENBAUM 1982).

THOMAS Mann hat in den „Buddenbrocks“ die eigentümliche Symbiose von Gefühl und ökonomischem Interesse, die in der bürgerlichen Familie vorherrscht, treffend beschrieben.

Beispielhaft sei hier eine Passage aus einem Brief zitiert, in dem Thomas Buddenbrock seiner Mutter über seine zukünftige Frau berichtet.

*„Und was die ‚Partie‘ betrifft? ... Ach, ich ängstige mich beinahe davor, daß Stephan Kistenmaker und Hermann Hagenström und Peter Döhlmann und Onkel Justus und die ganze Stadt mich pfiffig anblinzeln wird, wenn man von der Partie erfährt; denn mein zukünftiger Schwiegervater ist Millionär ... Mein Gott, was läßt sich darüber sagen? Es gibt so viel Halbes in uns, das so oder so gedeutet werden kann. Ich verehere Gerda Arnoldsen mit Enthusiasmus, aber ich bin durchaus nicht gesonnen, tief genug in mich selbst hinabzusteigen, um zu ergründen, ob und inwiefern die hohe Mitgift, die man mir gleich bei der ersten Vorstellung in ziemlich zynischer Weise ins Ohr flüsterte, zu diesem Enthusiasmus beigetragen hat. Ich liebe sie, aber es macht mein Glück und meinen Stolz desto größer, daß ich, indem sie mein eigen wird, gleichzeitig unserer Firma einen bedeutenden Kapitalzufluß erobere.“* (MANN 1953, S. 257)

Doch es ist nicht nur die Verquickung von instrumentellen Interessen und Emotionen, die die Realisierung zweckfreier Menschlichkeit behindert, sondern die gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse bedrohen die Familie als Einheit. So stellt bereits 1912 F. MÜLLER-LYER eine Diagnose, die unter dem Titel „Individualisierung“ (vgl. BECK 1986) ein dreiviertel Jahrhundert später immer noch Furore machen wird.

*„Die Familie zersetzt sich mehr und mehr, je höher sich die Gesellschaft organisiert, um so mehr Familienfunktionen müssen in soziale übergehen ... Die Frau wird in die allgemeine Differenzierung einbezogen; infolgedessen*



*wird sie wirtschaftlich und persönlich und schließlich auch politisch frei und selbständig ... Die Ehe wird eine individuelle Angelegenheit zweier freier und gleichberechtigter Persönlichkeiten. Die Erziehung und Versorgung der Kinder wird immer mehr eine öffentliche Angelegenheit.“* (MÜLLER-LYER 1912, S. 336)

R. SIEDER (1998) interpretiert die damalige Krisenstimmung bezüglich der Familie als Folge des „Verschwindens der Männer aus dem täglichen Leben ihrer Frauen und Kinder ... die bürgerliche Wirtschaftsweise, der Kapitalismus, trennte und entfernte die diversen Geschäfte der Männer und das privatisierte Familienleben als Domäne der Frau voneinander“ (SIEDER 1998, S. 215).

Wie aus zahlreichen Autobiographien des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hervorgeht, bildeten Mutter und Kinder in der Tat eine affektive Koalition, aus der der Vater tendenziell ausgeschlossen war. Ein schönes Beispiel liefert KLAUS MANN, der über seinen Vater THOMAS MANN schreibt:

*„Im übrigen blieb er meist in seinem Arbeitszimmer, das wir kaum betreten durften. Wir wurden angehalten, leise zu sein, und vergaßen wir es, mahnte uns das trockene Räuspern, das wir hinter der verschlossenen Tür hörten. In sämtlichen Alltagsfragen war Mielein zuständig; so war Mielein gewissermaßen mächtiger als er. Andererseits empfanden wir ihm gegenüber eine viel tiefere Schüchternheit. Gegen Mieleins Entschlüsse oder Befehle gab es immerhin die innere Möglichkeit einer Auflehnung, einer Rebellion. Er war aber die letzte Instanz. Irgendwo ist kein Einspruch mehr möglich.“* (MANN 1965, S. 38)

Gleichwohl bin ich der Auffassung, daß es weniger das „Verschwinden der Männer“ war, das die damaligen (und auch noch heutigen) Zeitgenossen beunruhigte, als die Stärkung der individuellen Rechte und Wahlmöglichkeiten der Frauen. Wenn erst die Frauen von diesen Rechten Gebrauch machen würden, wäre es mit jenem durch Affektivität und Intimität gekennzeichneten Binnenraum der Familie vorbei (vgl. hierzu auch HAUSEN 1986).

Daß die Ideen von einer freien und selbständigen Frau jedoch eher ein Versprechen (oder eine Bedrohung) als Realität waren, dafür sorgte schon das BGB von 1900, das Ehe (und Familie) als eine „vom Willen der Gatten unabhängige, sittliche und rechtliche Ordnung“ (BARABAS/ERLER 1994, S. 52) auffaßte. Die patriarchalische Position des Mannes wurde in verschiedenen Bereichen festgeschrieben, so war die Ehefrau berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten, jedoch nur vorbehaltlich der Entscheidungsgewalt des Ehemannes. War die Ehefrau erwerbstätig, konnte der Ehemann mit Ermächtigung des Vormundschaftsgerichts ihren Arbeitsvertrag fristlos kündigen. Dem Mann stand die Verwaltung und Nutznießung des Vermögens der Frau und der Kinder zu. Er war auch der Inhaber der elterlichen Gewalt, der Mutter stand nur die Personensorge zu. Bei Meinungsverschiedenheiten über den Aufenthaltsort der Kinder stand dem Vater das letzte Wort zu (der sogenannte Stichentscheid).

Gleichwohl, wenn auch das bürgerliche Familienmodell nur ansatzweise realisiert wurde – eine Tatsache, die aus der romantisierenden Perspektive heu-

tiger Anhänger dieses Modells häufig „übersehen“ wird, so hatte (und hat) die Idee von einer Sphäre der reinen Menschlichkeit, Freiwilligkeit, Intimität und Privatheit eine so große Attraktivität, daß sich auch andere als die bürgerlichen Kreise davon angezogen fühlten, wobei freilich bürgerliche Reformer auch alles daran setzten, der Arbeiterschaft die Vorzüge des bürgerlichen Familienlebens nahezubringen. Daß diese Vorzüge auch als solche erkannt und akzeptiert wurden, verdankt sich vermutlich aber in erster Linie dem um die Jahrhundertwende einsetzenden sozialstrukturellen Wandel. Die sozialen Verwerfungen der Frühphasen der Industrialisierung und der Krisenjahre zwischen 1870 und 1880 waren zwar nicht beseitigt, aber doch stark abgemildert. Allgemein war eine Verbesserung der Lebensbedingungen zu verzeichnen. Dies zeigte sich an der seit längerer Zeit bereits steigenden Lebenserwartung, an einem erhöhten Nahrungsmittelverbrauch, an der Ausweitung sozial-hygienischer Maßnahmen und einem Rückgang der Säuglingssterblichkeit. Mit nur geringer zeitlicher Verzögerung setzte auch der säkulare Geburtenrückgang ein, der zunächst in den besser gestellten Schichten, dann aber auch in der Arbeiterschaft zu beobachten war. Während die durchschnittliche Kinderzahl in den Eheschließungsjahrgängen vor 1905 noch insgesamt 4,67 betrug (bei den Angestellten 3,39, bei den Beamten 4,3 und bei den Angehörigen der „Freien Berufe“ [Ärzte, Rechtsanwälte usw.] 3,21), sank diese Zahl in den Eheschließungsjahrgängen 1905/09 auf 3,58 (bei den Angestellten auf 2,66, den Beamten auf 3,61 und den „Freien Berufen“ auf 2,47; SPREE 1981, Tab. 14, S. 180).

Die Erhöhung des Lebensstandards bei gleichzeitiger, wenn auch minimaler Absicherung der Lebensrisiken durch sozialstaatliche Maßnahmen wie gesetzliche Krankenversicherung der Arbeiter 1883, Unfallversicherung 1884, Alters- und Invalidenversicherung 1889 hieß vielleicht erstmals für breite Kreise der Bevölkerung, daß das Leben nicht mehr ausschließlich vom Gesetz der Not diktiert wurde und sich die Möglichkeit eröffnete, das eigene Leben und die Beziehungen in der Familie selbst zu gestalten.

Während aus heutiger Perspektive der säkulare Geburtenrückgang als positives Element des Modernisierungsprozesses im Sinne rationaler Lebensführung erscheint, waren die Zeitgenossen entschieden anderer Meinung. Als Ursachen für den Geburtenrückgang wurden angeführt: die Verstädterung, der gesunkene ökonomische Wert der Kinder (heute als „value of children“-Theorie bekannt; vgl. NAUCK 1992), Preissteigerungen, die gestiegene Erwerbstätigkeit der Frauen, insbesondere ihre Emanzipationsbestrebungen, Hedonismus – Kinder als Konkurrenz zum Wohlstandskonsum, die veränderte Einstellung zu Kirche und Religion, der Verlust überkommener Werte und schließlich der Aufstieg der Sozialdemokraten (vgl. MARSCHALCK 1984, S. 59). Bis auf den Aufstieg der Sozialdemokratie werden sämtliche „Ursachen“ auch heute noch aufgeführt, um die seit den 80er Jahren konstant niedrigen Geburtenzahlen zu erklären.

Während der Staat auf die Geburtenzahlen grundsätzlich nur einen relativ geringen Einfluss hat, sind seine Einflussmöglichkeiten ungleich stärker, wenn es um Scheidung geht. Das vom Vertragsgedanken inspirierte Allgemeine Preußische Landrecht von 1794 hatte die Scheidung bereits auf der Basis des Zerrüttungsprinzips zugelassen. Demgegenüber vollzog das BGB eine konservative Wendung, indem es die Scheidung an das Schuldprinzip band. Nur beim

Nachweis von schwerwiegenden Verletzungen der ehelichen Pflichten, wozu auch der Beischlaf gehörte, oder ehrlosem und unsittlichem Verhalten eines Partners konnte nach Paragraph 1568 eine Ehe geschieden werden. Ob die niedrigen Scheidungsziffern um die Jahrhundertwende – z.B. in Preußen jährlich etwa 9000 Scheidungen (vgl. GESTRICH 1999) – als Beleg für den inneren Zusammenhalt im Sinne von Freiwilligkeit und wechselseitiger Zuneigung gelten können oder lediglich als Ausweis einer Stabilität aufzufassen sind, die sich ökonomischen rechtlichen und sittlichen Zwängen verdankt, ist eine empirisch kaum zu klärende Frage.

## 2. Die Weimarer Republik

Nimmt man die Länge des Eintrags in einem Lexikon als Gradmesser für die Bedeutung, die dem fraglichen Gegenstand zum Erscheinungszeitpunkt beigemessen wird, so hat sich die Bedeutung der Familie und ebenso das Ausmaß ihrer Bedrohung von der Zeit um die Jahrhundertwende bis zur Weimarer Republik beträchtlich erhöht. In „Meyers Großes Konversationslexikon“ von 1907 umfaßt der Eintrag über Familie knapp zwei Spalten, wovon aber eine der Familie in Zoologie und Botanik gewidmet ist. Der Teil, der sich mit der menschlichen Familie beschäftigt, begnügt sich mit einer Definition: „Familie (lat. familia), eine durch Abstammung oder Geschlechtsgemeinschaft in näherer oder entfernter Verbindung stehende Gruppe von Menschen, Tieren oder Pflanzen, wobei die Zugehörigkeit nicht auf die zur Zeit lebenden Glieder beschränkt wird, vielmehr auch beim Menschen von jahrhundertlang zurück verfolgbaren Familien gesprochen wird, die den Namen eines Ahnherrn weiterführen.“ (MEYERS GROSSES KONVERSATIONS-LEXIKON 1907, S. 306)

Anschließend geht es kurz um den Ursprung der Familie, das Familienrecht und seine verschiedenen Formen in historischen Gesellschaften. Von irgendwelchen Gefährdungen der Familie ist keine Rede. HERDERS Konversationslexikon von 1932 (S. 65) dagegen, das sich freilich explizit dem Katholizismus zu-rechnet, befaßt sich auf zwei Spalten mit „Familie“, und ebenfalls zwei Spalten nimmt das Stichwort „Die Gefahrenlage der Familie in der Gegenwart“ ein. Zunächst geht es um die durch die Weltwirtschaftskrise bedingte Verarmung, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen und einen „durch Not geschwächten Lebenswillen für die Nachkommenschaft (Geburtenrückgang)“, (ebd., S. 65). In den Jahren 1925/29 war die durchschnittliche Kinderzahl auf 1,98 gesunken (vgl. SPREE 1981, S. 180, Tab. 14).

Als weitere Gefahr werden die „kulturellen Wandlungen“ genannt. „Luxuserzeugnisse, Reklame und Warenhäuser züchten Lebensbedürfnisse und Lebensansprüche der Familienmitglieder und ersticken den Willen zu Einfachheit und Einschränkung.“ (DER GROSSE HERDER 1932, S. 65)

Aber als die „bedenklichsten Zeiterscheinungen“ werden die „veränderten sittlichen Anschauungen“ aufgeführt, in vorderster Front die „materialistische Denkweise“, die „freie Liebe“ und „staatliche Kindererziehung“ fordert.

Hintergrund dieses Gefährdungsszenarios sind die Bemühungen der linken Parteien (SPD, USPD und KPD) und der Frauenbewegung, den nicht mehr zu kaschierenden Gegensatz zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu beseitigen.

So forderten sie statt der „Zwangsehe“ die „Kameradschaftsehe“, eine Reform des Scheidungsrechts und die über Erwerbstätigkeit abgesicherte ökonomische Unabhängigkeit der Frau. Gleichzeitig aber – und nicht konsistent mit ihren Forderungen – hingen auch die „Sozis“ dem bürgerlichen Familienmodell an, dem gemäß der Mann der Ernährer und die Frau für Haushalt und Kinder zuständig war. So geht z.B. der Sozialdemokrat H. SCHULZ, Autor der „Gleichheit“, der Zeitschrift für die Frauen der SPD, selbstverständlich davon aus, daß es sich bei der Adressatin seiner Ratschläge zur Kindererziehung um eine Hausfrau handelt, die zwar viel zu tun hat, aber ansonsten nur für ihre Kinder da ist. So ermahnt z.B. SCHULZ die Proletarierin unter dem Motto „Sei sauber und ordentlich“:

*„Du entgegnest vielleicht entrüstet, du seiest sauber. Aber hast du nicht gestern morgen deinem Kinde wieder das Röckchen mit einer Nadel angesteckt, statt endlich den fehlenden Knopf anzunähen? Hast du nicht heute morgen wieder in großer Flüchtigkeit die Stube gekehrt, ohne gründlich die Ecken nachzusehen und den Schmutz und Staub unter Sofa und Schrank hervorzuholen? ... Du hattest keine Zeit, sagst du und weißt, daß ich die Mühsal, die Pflege, die Hast einer armen, abgerackerten Proletarierfrau kenne und würdige und deshalb vieles begreife und entschuldige. Aber fandest du nicht gestern Zeit, dir eine halbe Stunde lang auf der Straße von deiner schwatzhaften Nachbarin zur Rechten Klatsch erzählen zu lassen? Und findest deine Nachbarin auf der Linken nicht noch Zeit, obwohl sie ein Kind mehr hat als du, regelmäßig die Versammlungen des Arbeiterinnenvereins zu besuchen? Und – vor allen Dingen – willst du nicht, daß deine Kinder ordentlich und reinlich im Äußeren und im Inneren werden sollen? Dafür gibt es aber kein besseres Mittel als das eigene Beispiel der Mutter und die strenge Gewöhnung der Kinder an die Ordnung von frühester Jugend an. (SCHULZ zit. nach SCHÜTZE 1986, S. 66)*

Die rechtlichen Bestimmungen, die das Verhältnis zwischen Mann und Frau regelten, blieben erhalten, ebenso kam es trotz heftiger Debatten im Reichstag nicht zu einer Reform des Scheidungsrechts. Gleichwohl, die „Zwangsehe“ hatte sich überlebt. Dagegen deutete sich in der Rechtsbeziehung zwischen Eltern, Kindern und Staat durch das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922 eine Verschiebung der Gewichte an. Der Staat konnte bei Versagen der Familie eingreifen und bot darüber hinaus eine Reihe von Erziehungshilfen an, die die elterliche Erziehung unterstützen sollten. Dabei war unübersehbar, daß diese Hilfen gleichzeitig auch immer Kontrolle bedeuteten (vgl. DONZELOT 1980).

Was das Binnenleben der Familie angeht, so sind die Einschätzungen höchst unterschiedlich. Einerseits heißt es, daß nicht nur die materielle Not der Nachkriegsjahre, sondern ebenso die ungleiche Entwicklung, die Männer und Frauen genommen hatten, den Zusammenhalt der Familie zerstörte. Die Frauen waren während der Abwesenheit der Männer in den Kriegsjahren selbständig und häufig auch selbstbewußt geworden, die Männer dagegen kamen psychisch und physisch erschöpft nach Hause und stellen eher eine Be- als Entlastung dar. Dennoch „suchte die Mehrzahl der Menschen im ‚geordneten Heim‘ Zuflucht und Orientierung“ (SIEDER 1987, S. 213). Andererseits urteilte

H. SCHELSKY, daß die Familie in der Weimarer Republik nicht ernsthaft gefährdet gewesen sei. Es habe zwar Not, Arbeitslosigkeit gegeben, dennoch: „Die Folgeereignisse des ersten Weltkrieges spielen sich ab in einer Gesellschaft, deren innerstes Gefüge zunächst weitgehend intakt blieb, insbesondere ist in keinem belangvollen Umfange der Bestand oder die Struktur der Familie durch die politischen und persönlichen Kriegsfolgeschicksale angetastet worden.“ (SCHELSKY 1953, S. 78)

Es waren – so Schelsky – nicht die politischen und persönlichen Geschehnisse, sondern die schon vor dem Krieg angestauten und gehemmten Entwicklungskräfte, die Industrialisierung, Rationalisierung, Modernisierung usw., die auf die Familie einwirkten und zu „Wellen der Vergnügungs- und Geselligkeitslust“, zu „radikaler Fortschritts- und Revolutionsgläubigkeit“ und „hoher Erotisierung der Intimbeziehungen“ führten (ebd., S. 76).

### 3. Nationalsozialismus

„Der neue Brockhaus“ von 1941 macht nicht viel Aufhebens von der Familie. Der Eintrag erreicht noch nicht einmal die Länge einer Spalte. An die übliche Definition schließt sich ein kurzer historischer Rückblick an. „Das Aufkommen der liberalen Weltanschauung“ im 19. Jahrhundert und die im Text in Anführungsstriche gesetzte „Befreiung der Frau“ werden als Ursachen für die Entfremdung der Frau von ihren Familienpflichten genannt (DER NEUE BROCKHAUS 1941, S. 12). Der Marxismus strebt die Zerstörung der Familie an, während der Nationalsozialismus „sie aus seelischen, sittlichen und volksbiologischen Gründen bewahrt und fördert. Er gab ihr ihre hohe Bedeutung als erste Erziehungsgemeinschaft und Bewahrerin der Volkskraft zurück (kinderreiche Familien).“ (Ebd., S. 12) Damit sind die den Nationalsozialismus leitenden zentralen Prinzipien bezüglich der Familie angesprochen: Keine „Befreiung der Frau“, sondern Restauration der patriarchalischen Strukturen. Wenn von der Familie als „erste Erziehungsgemeinschaft“ die Rede ist, so heißt das nicht etwa, die dominante, sondern die erste in einer zeitlichen Reihenfolge, die der von Staat und Partei vorausgeht. Zwar wurden auch die Mütter über die NS-Frauenschaft und das Deutsche Frauenwerk (DFW) in zahlreichen Kursen für ihre Haushalts- und Erziehungspflichten geschult, dennoch oblag die ideologische Schulung eher den Kinder- und Jugendorganisationen wie Jungvolk, Hitlerjugend und Bund Deutscher Mädel (BDM) als der Familie (vgl. CZARNOWSKI 1989). Und schließlich wird die Familie als Bewahrerin der Volkskraft angesehen. Mit dem Verweis auf „kinderreiche Familien“ wird unmißverständlich dargelegt, was es heißt, „Bewahrerin der Volkskraft“ zu sein. Trotz heftiger Bemühungen z.B. durch Kindergeld, Kinderbeihilfen und die Vergabe von Ehestandsdarlehen, die erwerbstätige Frauen veranlassen sollten, ihren Beruf zugunsten eines arbeitslosen Mannes aufzugeben und zu heiraten, stiegen die Geburtenzahlen nur mäßig. Bei diesem Anstieg handelte es sich außerdem um einen Nachholeffekt. Paare, die während der Weltwirtschaftskrise eine Familiengründung hinausgezögert hatten, holten das Versäumte nunmehr nach. Insgesamt erhöhte sich die Gesamtzahl der geborenen Kinder – im Durchschnitt waren es 1,9 – bis zu den Jahren 1938/1940 nicht (vgl. MARSCHALCK 1984).

„Bewahrerin der Volkskraft“ bedeutete allerdings nicht nur, der Volksgemeinschaft durch Geburten neue Mitglieder hinzuzufügen, sondern diese Mitglieder sollten sich auch durch rassisch und gesundheitlich wertvolles Erbgut auszeichnen. So verbot das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ von 1935 Geschlechtsbeziehungen und Eheschließungen zwischen Juden und Menschen „deutschen oder artverwandten Blutes“. Im Dienste der Rassenpolitik stand auch die Ehrechtsreform von 1938, die das Zerrüttungsprinzip einführte und die Funktion hatte, Scheidungen zwischen sogenannten Mischehen zu erleichtern. Ob die in den 30er Jahren steigenden Scheidungszahlen – zwischen 1942 und 1945 liegen keine Daten vor – tatsächlich durch Scheidungen von „Mischehen“ zustande kamen, ist m.W. bisher nicht untersucht (vgl. WAGNER 1997). Die Familie im Nationalsozialismus wird in der Literatur primär als Objekt der Bevölkerungs- und Rassenpolitik abgehandelt. Dagegen wird den familialen Beziehungsmustern wenig Aufmerksamkeit geschenkt und wenn, versucht man sie an den demographischen Daten abzulesen. So heißt es z.B. bei ADELHEID, GRÄFIN ZU CASTELL-RÜDENHAUSEN: „Mit dem Wandel des demographischen und sozio-ökonomischen Familienzyklus waren auch Veränderungen der familiären Beziehungsstrukturen verbunden, z.B. der Abbau autoritärer Verhaltensweisen oder die Stärkung emotionaler Bindungen.“ (CASTELL-RÜDENHAUSEN 1989, S. 76) Demgegenüber bemerkt SIEDER (1987) – wie ich meine zu Recht –, daß es „Struktur-Fetischismus“ ist, wenn man behauptet, Veränderungen des Familienlebens an den Veränderungen der Haushaltszusammensetzung erkennen zu können. Die Familienstrukturen in faschistischen Gesellschaften unterscheiden sich nämlich nicht notwendigerweise von denen anderer Gesellschaften.

Auch wenn es also keine nennenswerten Untersuchungen zum Binnenraum der Familie während der NS-Zeit gibt, so kann man gleichwohl vermuten, daß die Familie, da sie als kleinste bio-soziale Einheit nur eine Nebenrolle in der „Volksgemeinschaft“ spielte, sich in gewissen Grenzen jene „Selbststeuerungsfähigkeit“, von der bereits die Rede war, erhalten konnte. Für diese Annahme sprechen auch zahlreiche autobiographische Texte, in denen vielfältige Beziehungsmuster auch mit der politischen Situation berichtet werden.

WALTER Kempowski hat – wenn auch literarisch überformt – seine eigene Familie als eine vermutlich nicht untypische Mischung aus nationalistischem Stolz, Opportunismus und heimlicher Kritik geschildert.

*„Im Wohnzimmer über dem Sofa hing eine Europakarte. Bunte Stecknadeln: Wie Deutschland immer größer wird. Die Stecknadeln waren mit roten Wollfäden verbunden, aus dem Nähtisch.*

*„Verdun gefallen“ hatte der Nachrichtensprecher lakonisch gesagt, als sei das nichts Besonderes.*

*„Donnerwetter“, rief mein Vater, „großartig!“ Eines Tages würde man doch wohl ein Führerbild kaufen. Vielleicht das im Mantel, wo er so von hinten kuckt. „Da sieht er ganz vernünftig aus!“*

*Die Franzosen wären ein Volk ohne Kultur, sagte mein Bruder. Die hätten ja überhaupt keine berühmten Musiker.*

*„Doch, César Franck“, sagte mein Vater, „der hat gute Musik gemacht.“ Und gute Bücher hätten sie auch geschrieben, die Franzosen. Die müßten wir spä-*

*ter mal lesen. Emile Zola ‚Ich klage an‘, über die Mißstände in Armee und Justiz. ‚Das muß ja durch und durch korrupt sein da.‘  
 Ulla würde bald zum Arbeitsdienst kommen.  
 Beim Abi-Ball hatte sie den Fritze Bollmann singen dürfen, als Bänkelsänger, die Schiebermütze schief auf dem Kopf.  
 ‚Da freu‘ dich man drauf, sagte Robert, ‚da kriegst du ein Maidenkleid mit Brosche.‘“ (KEMPOWSKI 1975, S. 132)*

Einen spezifischen Typus einer nationalsozialistischen Familie hat es vermutlich nicht gegeben, vielmehr wurden Traditionen auch über das Kriegsende hinaus fortgesetzt, die sich mit Stichworten wie Ordnung, Disziplin, Sauberkeit und Gehorsam kennzeichnen lassen. Gleichwohl hat der Nationalsozialismus seine Spuren in den innerfamiliären Generationenbeziehungen hinterlassen. Da nach dem Kriege die Eltern auf die Fragen der Kinder nach der NS-Zeit gar nicht oder nur ausweichend antworteten, entwickelte sich häufig ein Klima wechselseitigen Mißtrauens, in dem die einen die Vergangenheit beschönigten oder verleugneten und die anderen ihre Verdächtigungen und Anklagen überlaut artikulierten oder unterdrückten und verdrängten (vgl. STIERLIN 1981; ROSENTHAL 1997). Nicht umsonst gilt die Art und Weise, wie die Elterngeneration mit der NS-Zeit umging, als eine der Ursachen für die Studentenbewegung der 68er Jahre.

#### 4. Die Nachkriegszeit

Über den Zustand der Familie in der Nachkriegszeit herrscht sowohl unter den damaligen wie unter den heutigen Experten keine Einigkeit. Die Diskussion dreht sich um zwei miteinander zusammenhängende Fragen, nämlich erstens, ob die innerfamiliären Strukturen sich in Folge des Kriegs- und Nachkriegsgeschehens verändert haben, und zweitens, ob diese Ereignisse die Familie stabilisiert oder desorganisiert haben.

Zur ersten Frage erscheinen 1948 zwei amerikanische Publikationen, die zu diametral entgegengesetzten Ergebnissen kommen.

Der Psychiater B. SCHAFFNER charakterisiert die deutsche Familie der Nachkriegszeit wie folgt:

*„Family life revolves around the figure of the father. He is omnipotent, omniscient, and omnipresent, as far as this is possible for a human being. He is the source of all the authority, all the security, and all the wisdom that his children expect to receive. Every other member of the family has lower status and lesser rights than his. It is the father who issues orders and who expects them to be obeyed. In case of disputes or disobedience, it is the father who judges and decides the issues. In disputes between other members of his family, he is the last court of appeal. He considers his decisions final and binding upon his wife as well as his children. Demurrer or disagreement is a slur upon his authority.“ (BAUMERT/HÜNNIGER 1954, S. 120)*

Der Ethnologe D. RODNICK dagegen befindet: „There is a good deal of comradeship between husbands and wives, which has increased as a result of the war and its deprivations.“ (BAUMERT/HÜNNIGER 1954, S. 120)

Die ersten Untersuchungen deutscher Soziologen bestätigen eher RODNICK, gleichzeitig aber wird auch immer über einen relativ hohen Anteil von Familien berichtet, in denen der Vater die absolute Führungsposition einnimmt<sup>1</sup> (vgl. WURZBACHER 1952; BAUMERT/HÜNNIGER 1954).

Wie es in Familien mit hoher Dominanz des Vaters zugeht, soll hier beispielhaft an einem der von BAUMERT/HÜNNIGER (1954) geschilderten Fälle verdeutlicht werden.

*„Herr S. ist sich wohl bewußt, von welcher ausschlaggebenden Bedeutung seine Bemühungen um das Wohl seiner Familie sind. Tatsächlich scheut er keine Mühe und Anstrengung, um seiner Familie gute Existenzbedingungen zu sichern. Er erwartet als Gegenleistung eine unbedingte Anerkennung seiner Autorität. Jegliches Geschehnis in der Familie muß von ihm begutachtet werden. Auch ganz unbedeutende Vorkommnisse sind ihm wichtig; kommt es hin und wieder vor, daß vergessen wird, ihm von einem solchen zu berichten, so fühlt er sich übergangen und sieht in diesem zufälligen Verschweigen eine böswillige Handlung. Charakteristisch ist, daß er seiner Frau nicht eine größere Summe zu Monatsanfang zur Verfügung stellt, womit sie die Ausgaben ihres Haushaltes bestreiten könnte, sondern ihr immer nur kleinere Beträge gibt und sie dadurch zwingt, im Abstand von wenigen Tagen um neues Geld zu bitten. Ihre ständige Abhängigkeit bestärkt in ihm das Gefühl, daß er unentbehrlich ist. Wenn eines der Kinder etwas benötigt, so ist er gern bereit, dies zu gewähren, vorausgesetzt, daß er in unterwürfiger Form darum gebeten wird. Forderungen gibt es in seinen Augen nicht. Keinem seiner Familienangehörigen kommt das Recht zu, etwas von ihm zu verlangen. Was er gibt, gewährt er nach eigenem Gutdünken, und nur ihm steht die Entscheidung zu, was angemessen ist für den einzelnen.“* (BAUMERT/HÜNNIGER 1954, S. 125)

Demgegenüber stellte sich eine Familie mit Merkmalen der Gleichrangigkeit folgendermaßen dar:

*„Herrn P.'s Fähigkeiten sind mehr praktischer Art, Frau P. dagegen ist eine gute Rechnerin, führt die Bücher und betreut das Ladengeschäft, das zum Betrieb gehört, und besucht außerdem Konferenzen und Prüfungen, auf denen sie oft ein gewichtiges Wort mitzureden hat. ... Da Frau P. die Geldgeschäfte regelt, verwaltet sie auch die Kasse. ... Das Haushaltsgeld wird gemeinsam von Mutter und Tochter abgerechnet; darum, was die Tochter mit ihrem eigenen Gelde macht, kümmern sich die Eltern nicht. Bei kleineren Ausgaben fragt keiner der Eheleute den anderen, sie unterrichten sich gegenseitig, damit Frau P. mit ihrer Buchführung auf dem Laufenden bleibt. Bei größeren An-*

1 So erbringt z.B. die Klassifikation der untersuchten Familien bei G. BAUMERT/E. HÜNNIGER (1954) 104 Familien mit Merkmalen einer starken Dominanz des Vaters, 99 Familien mit einer Tendenz zur Gleichrangigkeit der Ehepartner, 184 Familien mit wenig ausgeprägten Merkmalen der einen oder der anderen Art.



*schaffungen, sei es für den Betrieb oder für die Familie, setzt sich Herr P. am Abend mit Frau und Tochter zusammen und es wird gemeinsam beraten. ... Kennzeichnend für die P.'s ist, daß über alle Probleme ganz offen gesprochen wird. Nicht nur Herr und Frau P. haben keine Geheimnisse voreinander, auch die Tochter ist in dieses Vertrauen einbezogen, so kommt es, daß auch sie alle ihre Schwierigkeiten in größter Offenheit mit den Eltern bespricht.“ (BAUMERT/HÜNNIGER 1954, S. 139f.)*

Die zunächst also nur tendenziell beobachtbare Gleichrangigkeit der Ehepartner ist allerdings eher äußeren Umständen als einer Entwicklung im Binnenraum der Familie geschuldet. Einmütig konstatieren die damaligen und die späteren Familiensoziologen, daß die Verselbständigung der Frauen, die in der Übernahme der Verantwortung für die Familie bestand, die Vormachtposition des Mannes geschwächt hatte, daß aber „der Rückgang der Vaterautorität keineswegs durch den bewußten Willen der Frauen veranlaßt (wurde)“ (ADORNO 1954, S. VII; vgl. auch SCHELSKY 1953; WILLENBACHER 1988).

Die Verselbständigung wurde den Frauen zwar, ob sie es wollten oder nicht, „als ein soziales Geschehen allgemein auferlegt“ (SCHELSKY 1953, S. 291), gleichwohl konnten auch nach Verbesserung der Lebensumstände die alten Autoritätsstrukturen nicht wieder hergestellt werden, selbst wenn die Beteiligten dies wollten.

Hinsichtlich der zweiten Frage, mit der die Familiensoziologie sich beschäftigte, dem Bestand der Familie, gingen die Auffassungen auseinander.

Einerseits wird die These vertreten, daß „Erschütterungen aller Grade das gegenwärtige Familienleben in allen Schichten mehr oder weniger gefährden“ (THURNWALD 1948, S. 211; ähnlich vgl. ADORNO 1954; PLATO/LEH 1997). Andererseits spricht SCHELSKY von „einem erhöhten und wiedergewonnenen Zusammengehörigkeitsgefühl“. Im Chaos des staatlichen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs wird die Familie „als der natürliche Halt und Schutz empfunden und ihr Bestand als letzte menschliche Sicherheit erlebt.“ (SCHELSKY 1953, S. 63)

Diese unterschiedlichen Diagnosen kommen vermutlich deshalb zustande, weil Stabilität oder Desorganisation der Familie an je unterschiedlichen Indikatoren festgemacht werden. Ich möchte dies an zwei Beispielen erläutern.

Damals wie heute wird den Scheidungszahlen ein hoher Aussagewert über den Zustand der Familie zugesprochen. Dementsprechend wird der Anstieg der Scheidungsziffern von 8,9 Scheidungen je 10000 Einwohnern im Jahre 1939 bis zu 18,8 Scheidungen im Jahre 1948 als Beleg für die Destabilisierung der Familie in der Nachkriegszeit gewertet. (vgl. PLATO/LEH 1997)

Dagegen ist SCHELSKY nicht an Scheidungen, sondern an der Mehrzahl der Familien interessiert, die angesichts katastrophaler Lebensbedingungen einen inneren Zusammenhalt wahren oder gar erst herstellen.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die Autoritätsverhältnisse in der Familie, deren Auflösung entscheidend zu der der Familie beitragen soll (vgl. ADORNO 1954; THURNWALD 1948; kritisch dazu VOGEL 1983).

Auch in diesem Punkt hat SCHELSKY eine andere Deutung. Er interpretiert den Verlust der väterlichen Vormachtstellung nicht als destabilisierend, da diese aus seiner Perspektive schon nach dem ersten Weltkrieg geschwächt war

und insofern für die Stabilität der Nachkriegsfamilie gar keine Rolle mehr spielte.

„Der Grosse Brockhaus“ von 1953 erkennt zwar in der zunehmenden Erwerbsbeteiligung der Frauen und der abnehmenden Zahl kinderreicher Familien eine „echte Gefährdung“, die durch politische Maßnahmen wie Familienlohn zu beheben sei, schlägt sich aber ansonsten auf die Seite SHELBSKY.

„Dagegen haben weder die genannten Auflockerungen noch die politisch-weltanschaulichen Eingriffe der letzten Jahrzehnte das innere Gefüge der Familie so stark erschüttert, wie viele befürchteten.“ Der Eintrag endet mit dem kryptischen Satz: „Die Rechte der Familie im Staat stehen auch heute oft uneingestanden mit im Brennpunkt des innenpolitischen Machtkampfs.“ (DER GROSSE BROCKHAUS 1953, S. 764)

Der Hinweis auf einen innerpolitischen Machtkampf bezieht sich vermutlich auf die damalige Debatte um die Gleichberechtigung. Zwar wurde in Art. 117 Abs. 1 des Grundgesetzes festgelegt, daß die rechtlichen Regelungen, die der Gleichberechtigung der Frau entgegenstanden, bis spätestens zum 31.3.1953 keine Geltung mehr haben sollten. Aber – unter Mißachtung dieser Bestimmung wurde erst 1957 das Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau verabschiedet. Es wurde zwar die Entscheidungsbefugnis des Ehemannes in gemeinsamen Angelegenheiten gestrichen, und die elterliche Gewalt wurde den Eltern gemeinsam zugesprochen. Gleichwohl, bei Meinungsverschiedenheiten über den Aufenthaltsort des Kindes behielt der Vater das letzte Wort (Stichentscheid), und die Ehefrau war berechtigt, erwerbstätig zu sein, aber nur „soweit ihre Pflichten in Ehe und Familie nicht berührt werden“ (BARABAS/ERLER 1994, S. 67).

Das Gleichberechtigungsgesetz stellte eine Art Kompromiß zwischen der Anpassung an das veränderte Geschlechterverhältnis und dem vergeblichen Versuch, die herkömmlichen Autoritätsstrukturen und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, Mann als Ernährer, die Frau als Hausfrau und Mutter, zu bewahren, dar. Die Vergeblichkeit dieses Versuches zeigt sich z.B. daran, daß schon zwei Jahre später das Bundesverfassungsgericht das Stichentscheidungsrecht des Vaters für verfassungswidrig erklärte. „Die zwischen den Eltern bestehende sittliche Lebensgemeinschaft und ihre gemeinsame, unteilbare Verantwortung gegenüber dem Kinde führen in Verbindung mit dem umfassenden Gleichberechtigungsgebot der Verfassung im Bereich der elterlichen Gewalt zu voller Gleichordnung von Vater und Mutter.“ (BARABAS/ERLER 1994, S. 67)

Allerdings erst mit der Reform des Familienrechts im Jahre 1976 verzichtete der Gesetzgeber darauf, seine eigenen Vorstellungen über das Familienleben durchzusetzen. Die Eheleute können nun selbst entscheiden, wie sie Arbeit und Kindererziehung gestalten, und sie können auch selbst darüber befinden, ob sie die Ehe auflösen wollen (Ersetzung des Schuld- durch das Zerrüttungsprinzip). Glaubt man der heutigen „Familienrhetorik“ (vgl. LÜSCHER 1995), so war es genau jene Zeit der eher angedeuteten als durchgesetzten Gleichberechtigung, in der die Familie ihre „Hoch-Zeit“ erlebte. Die hierfür immer wieder als Beleg angeführten Indikatoren sind: niedriges Heiratsalter, hohe Heirats- und Geburtenziffern, niedrige Scheidungszahlen und geringe Erwerbsbeteiligung verheirateter Frauen. Interessanterweise sind es ausschließlich diese demographischen Indikatoren, die als Ausweis für die Stabilität der Fami-

lie in den Zeiten des Wirtschaftswunders genannt werden. Dagegen bleiben diejenigen, die seit den 80er Jahren die Deinstitutionalisierung der Familie aus dem Vergleich demographischer Daten ableiten, in bezug auf die familialen Interaktions- und Kommunikationsmuster der frühen 60er Jahre merkwürdig stumm (vgl. PEUKERT 1996; KOHLI 1985; BECK 1986).

### 5. Kultureller Wandel und Umbruch: die 68er Zeit

Spätestens ab 1968 wurde im Zuge von Studenten- und Frauenbewegung klar, daß die Familienverhältnisse nicht ganz so stabil und harmonisch waren, wie es demographische Indikatoren suggerieren, wenn man sie als Ausdruck von Intentionen und Motiven auffaßt. Der Ertrag dieser Protestbewegungen bestand weniger in einer explizit angestrebten politischen Veränderung als in einem kulturellen Wandel, der sowohl die Eltern-Kind-Beziehungen als auch die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft erfaßte. Etwa zeitgleich mit der Studenten- und der Frauenbewegung entdeckte auch die Wissenschaft die Familie als Brutstätte repressiver und pathogener Beziehungsmuster<sup>2</sup> (vgl. BATESON et al. 1969; COOPER 1972; GASTAGER/GASTAGER 1973; LAING 1974). Selbst der ansonsten eher konservativ gestimmte Brockhaus geht zum ersten und bisher auch letzten Male auf die Frage ein, „ob die vorherrschende Kern-F. eine optimale Integration der Heranwachsenden in die Gesellschaft geradezu fördert oder ob sie die entscheidende ‚Reproduktionsagentur‘ bestehender Klassen- und Schichtunterschiede und übernommener Autoritätsstrukturen ist“ (DER GROSSE BROCKHAUS 1978, S. 634).

Wie R. NAVE-HERZ treffend bemerkt, dominieren während einer relativ kurzen Zeitspanne einmal nicht die „Verfallsdiagnostiker“, sondern die „Verfallsforderer“ (NAVE-HERZ 1998, S. 291).

Wenn auch die Familie seit den 80er Jahren wieder hoch im Kurs steht, so haben die „Verfallsforderer“ insofern Spuren hinterlassen, als die Eltern seither in weit stärkerem Maße als zuvor für die Persönlichkeitsentwicklung ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden. Dies wird deutlich, wenn man z.B. die Themen, die Mütterschulen in den frühen 60er Jahren anboten, mit denen aus den 80er Jahren vergleicht.

Zum ersten Zeitpunkt hießen die Kurse:

- |                      |                                  |
|----------------------|----------------------------------|
| – Nähen,             | – Erziehungskurse                |
| – Säuglingspflege    | – Gesundheits- und Krankenpflege |
| – Kochen             | – Pflege der Geselligkeit        |
| – Werken und Basteln | – Schwangerschaftsgymnastik usw. |
- (NAVE-HERZ 1964, S. 55).

Zum zweiten Zeitpunkt geht es um:

- |                                |                                       |
|--------------------------------|---------------------------------------|
| – Spiele und Medien für Kinder | – Strafen                             |
| – Angst                        | – Sexualität                          |
| – Aggression                   | – Bezugspersonen (Vater-/Mutterrolle) |

2 Sowohl Studenten- und Frauenbewegung wie die Sozialwissenschaften hatten in den USA bereits einige Jahre zuvor zum Protest gegen politische und familiale Strukturen aufgerufen.

- Gefühle und Empfinden des Kindes
- Trotz
- Lob
- Konfliktfragen
- Sauberkeitserziehung
- Sprachenentwicklung
- Eifersucht
- Schlafstörungen
- Verwöhnung
- Gehorsam
- Kreativität
- Neugier
- Freundschaften (SCHÜTZE 1986, S. 104).

Zwar hatte G. WURZBACHER schon Anfang der 60er Jahre die Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis als „Übergang von der Elternbestimmtheit der Kinder zur Kindbezogenheit der Eltern“ beschrieben (SIEDER 1998, S. 265), gleichwohl ist eine durchgängige Liberalisierung der Erziehung erst im Gefolge des kulturellen Umbruchs der 68er Zeit zu verzeichnen.

Die Liberalisierung und Personenbezogenheit der elterlichen Erziehungspraktiken hat freilich auch einen nicht-intendierten Nebeneffekt. Während bis in die 60er Jahre Elternhaus und Schule gleichsam mit einer Stimme sprachen, ist seither ein struktureller Konflikt angesagt, der sich aus den unterschiedlichen Funktionsprinzipien von Familie und Schule ergibt. Eltern legen heute mehr denn je Wert auf die individuelle Entfaltung ihrer ein bis zwei Kinder. Die Schule dagegen ist nach wie vor mit der paradoxen Aufgabe konfrontiert, *alle* Kinder zu fördern und gleichzeitig nach Leistungen zu selektieren. Dementsprechend werfen die Eltern der Schule vor, daß sie die Individualität ihres Kindes nicht genügend beachtet, und umgekehrt wirft die Schule den Eltern vor, daß sie ihre Kinder nicht so erziehen, wie dies aus der Perspektive der Schule wünschenswert ist. Mit der Funktionsteilung zwischen Familie und Schule, der gemäß die Familie sich für die Entwicklung als wünschenswert erachteter Persönlichkeitsmerkmale wie Selbständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit und die Schule sich für die Wissensvermittlung zuständig fühlt, weitet sich einerseits die Kluft zwischen beiden Institutionen, wie man an den wechselseitigen Schuldzuschreibungen sieht. Andererseits ist es insofern zu einer – nicht unproblematischen – Annäherung gekommen, als die Schule den Eltern eine Art Hilfslehrertätigkeit abverlangt. Fügen sich die Eltern – meist sind es die Mütter – diesen Erwartungen, leidet häufig das Beziehungsklima zwischen Eltern und Kind. Verweigern sich die Eltern, kann sich dies auf die schulischen Leistungen des Kindes auswirken, was wiederum Eltern und Kind belastet (vgl. hierzu auch TYRELL 1987).

## 6. Die Entwicklung in der DDR

Eine zentrale Differenz zwischen der DDR und der Bundesrepublik im Hinblick auf die Familie war die je unterschiedliche Haltung zur Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft.

Die rechtliche Gleichstellung von Männern und Frauen wurde 1949 nicht nur in der Verfassung verankert, sondern man setzte, anders als in der Bundesrepublik, alle diesem Grundsatz entgegenstehenden Gesetze unverzüglich au-

ber Kraft. Um die formale Gleichberechtigung in materiale zu überführen, wurde 1950 das „Gesetz über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau“ verabschiedet. Und im Jahre 1968 wurde die Förderung der Frau in die Verfassung aufgenommen und zur gesellschaftlichen Aufgabe deklariert. „Mann und Frau sind gleichberechtigt und haben die gleiche Rechtsstellung in allen Bereichen des gesellschaftlichen, staatlichen und persönlichen Lebens. Die Förderung der Frau, besonders in der beruflichen Qualifizierung, ist eine gesellschaftliche und staatliche Aufgabe.“ (BERGHAHN 1993, S. 86)

Im Scheidungsrecht wurde bereits 1955 das „Verschuldensprinzip“ durch das „Zerrüttungsprinzip“ ersetzt, und 1972 wurde es mit dem „Gesetz über die Unterbrechung der Schwangerschaft“ Frauen erstmals in Deutschland ermöglicht, selbst zu entscheiden, ob sie ein Kind haben wollten oder nicht. Während in der Bundesrepublik die Politik alles daran setzte, die „Hausfrauenehe“ zu fördern, erwartete man in der DDR, daß die Frauen erwerbstätig sein sollten. Es ist zwar richtig, daß weibliche Erwerbstätigkeit aus ökonomischen Gründen notwendig war, gleichwohl sollte man nicht vergessen, daß die DDR sich auch in der Tradition AUGUST BEBELS und CLARA ZETKINS sah, die die Erwerbstätigkeit der Frau als Voraussetzung ihrer Befreiung aus der Abhängigkeit vom Mann ansahen. Das Ziel der ökonomischen Unabhängigkeit vom Mann wurde zwar erreicht, Ende der 80er waren 78,1% aller Frauen im erwerbsfähigen Alter berufstätig, zählt man Studierende und Lehrlinge mit dazu, waren es 91,2% (vgl. NICKEL 1993, S. 237).<sup>3</sup> Gleichwohl erfährt die hohe Erwerbsbeteiligung aus heutiger Perspektive eine scharfe Kritik. Stichworte sind: Doppelbelastung, geringerer Verdienst und geringe Beteiligung an „Spitzenpositionen“ (NICKEL 1993). Inwiefern sich die „paternalistisch-patriarchalische Gleichstellungspolitik“ (NICKEL 1993, S. 234) auf die Binnenstruktur der Familie auswirkte, ist eher Gegenstand von Spekulationen als empirischer Forschung. So heißt es einerseits: „Die Familie war in der DDR beinahe die einzige Institution, die den Mangel an gesellschaftlichen Werten und sinnvollen Betätigungsmöglichkeiten im öffentlichen Leben ersetzen konnte. ... Familie wurde in der DDR fast ausschließlich als Beziehungsgemeinschaft verstanden, in der die emotionalen Bindungen das Ausschlaggebende und die funktionalen Bezüge des Zusammenlebens, wiewohl wichtig, von nachgeordneter Bedeutung waren.“ (GYSI/MEYER 1993, S. 162f.) Andererseits wird vermutet, daß Familien in der DDR, ähnlich wie in vormodernen Gesellschaften, so sehr mit der Daseinsvorsorge beschäftigt gewesen wären, daß die instrumentellen Beziehungsaspekte gegenüber den emotionalen dominiert hätten (vgl. SRUBAR 1991). Eine andere Annahme besagt, daß die Familienfreudigkeit der DDR-Bewohner allein auf Kosten-Nutzen-Kalkülen basierte und durch Mitnahmeeffekte gesteuert wurde (vgl. SCHNEIDER 1994). Auch wird vermutet, daß die langen Arbeitszeiten und Einbindung beider Ehepartner in betriebliche Organisationen, die ihrerseits

3 Im Vergleich dazu waren 1989 in der Bundesrepublik nur 55,5% aller Frauen im Alter zwischen 15 und 65 Jahren erwerbstätig. Trotz hoher weiblicher Arbeitslosigkeit nach der Vereinigung ist die Berufsorientierung der ostdeutschen Frauen offenbar ungebrochen. Während das Ausmaß mütterlicher Erwerbstätigkeit in Westdeutschland nahezu noch den Kriterien des bürgerlichen Familienmodells entspricht – nur 18% der verheirateten Mütter 6- bis 17-jähriger Kinder waren 1996 vollerwerbstätig – sind es in Ostdeutschland 59% (vgl. ENGSTLER 1998).

ein über die rein berufliche Tätigkeit hinausgehendes Engagement forderten, eine Konzentration auf das Familienleben verhindert hätten (vgl. DIEWALD 1998).

Welche dieser Annahmen den empirischen Verhältnissen am nächsten kommt, ist nicht geklärt. J. HUININK z.B. befindet aufgrund seiner Untersuchung: „Bis zuletzt dürfte für einen überwiegenden Teil der jungen Männer und Frauen in der DDR die Familiengründung von instrumentellen Erwägungen geprägt gewesen sein.“ Damit wäre die „Instrumentalisierungsthese“ bestätigt. Der nächste Satz aber heißt: „Diese Argumentation läßt sich jedoch nur halten, wenn man von einer überaus starken Motivation zur Etablierung von Partnerschaft und Elternschaft ausgeht.“ (HUININK 1995, S. 54) Die Antwort auf die Frage, wie es denn zu dieser „überaus starken Motivation“ zum Familienleben kommt, bleibt HUININK schuldig. Wie wenig die üblichen demographischen Indikatoren, Geburten- und Scheidungszahlen zur Aufklärung beitragen, wird deutlich, wenn man die entsprechenden Daten, für die immer die westdeutsche Gesellschaft den Bezugspunkt darstellt, betrachtet. Die Geburtenziffern (durchschnittliche Anzahl der Kinder je Frau im Alter zwischen 15 und 44 Jahren) waren in der DDR höher als in der Bundesrepublik, z.B. lagen sie im Jahre 1980 bei 1,9 in der DDR und bei 1,4 in der Bundesrepublik.<sup>4</sup> Andererseits aber waren auch die Scheidungszahlen höher. 1980 lag die zusammengefaßte Scheidungsziffer (Scheidungen pro 100 Ehen) in der DDR bei 32, in der Bundesrepublik bei 22,75 (vgl. ENGSTLER 1998).<sup>5</sup>

## 7. Die Familie am Ende des 20. Jahrhunderts

Etwa Mitte der 80er Jahre wurde die nun schon altehrwürdige These vom Zerfall der Familie durch neue Begrifflichkeiten wie Individualisierung, Deinstitutionalisierung und Pluralisierung aufgefrischt. Mit allen drei Begriffen verbindet sich – grob gesprochen – folgende Argumentation: Seit Ende der 60er Jahre werden die Individuen<sup>6</sup> von einem „historisch spezifischen Individualisierungsschub“ von „bislang unerkannter Reichweite und Dynamik“ (BECK 1983, S. 41) ergriffen. Angesichts einer allgemeinen Erhöhung des Lebensstandards und der Absicherung von Lebensrisiken durch den Sozialstaat bieten sich den Individuen zahlreiche Optionen der individuellen Lebensgestaltung. Sie verlassen die ausgetretenen Pfade einer Normalbiographie und heiraten entweder gar nicht oder spät, reduzieren die Zahl ihrer Kinder oder bekommen gar keine, trennen sich von ihren Ehepartnern, wenn die emotionalen Ansprüche

4 Gleichzeitig aber setzte in der DDR bereits vor der Wende ein Geburtenrückgang ein, der sich nach der Wende in bisher nicht gekannter Weise dramatisch fortsetzte. 1994 lag die Geburtenziffer bei 0,7 (vgl. ENGSTLER 1998). Seit 1995 ist ein allmählicher Anstieg zu verzeichnen. Je 1000 Einwohner wurden 1994 5,1 Kinder geboren, 1995 5,4 und 1997 6,5. Zum Vergleich: In Westdeutschland waren es 1997 9,9 Kinder (vgl. Statistisches Bundesamt 2000).

5 Nach der Wende sanken die Scheidungsziffern in Ostdeutschland in ähnlich dramatischer Weise wie die Geburten, nämlich auf 6,4 im Jahre 1991. Seither steigen die Scheidungszahlen wieder, haben aber das Niveau der 80er Jahre bei weitem noch nicht erreicht (vgl. ENGSTLER 1998).

6 Gemeint sind hier nur die westdeutschen Individuen, wie es sich mit der Individualisierung der ostdeutschen verhielt, war zum damaligen Zeitpunkt kein Thema.

nicht erfüllt werden oder sich attraktivere Partner präsentieren. Mit anderen Worten, die Institution der Familie geht ihrem Ende entgegen (Deinstitutionalisierung), oder die Ausdifferenzierung und Pluralisierung familialer Lebensformen nehmen ein solches Ausmaß an, daß von Familie, verstanden als Einheit von Vater, Mutter und ihren gemeinsamen Kindern, keine Rede mehr sein kann.

Der Begriff „Individualisierungsschub“ impliziert, daß das, was geschehen sein soll, ruckartig oder plötzlich geschehen ist. Der Referenzzeitpunkt, die frühen 60er Jahre, der die Situation vor dem „Individualisierungsschub“ markieren soll, ist gut gewählt, wenn man davon ausgeht, daß die Stabilität der Familie sich an der Höhe von Geburten- und Scheidungsziffern bemißt. 1960 lag in der Bundesrepublik die Geburtenziffer bei 2,37, in Westdeutschland lag sie 1996 bei 1,39. 1960 wurden pro 10000 bestehender Ehen 35,0 geschieden, 1996 waren es 95,2 (vgl. ENGSTLER 1998). In einer solchen Betrachtungsweise wird aber ausgeblendet, daß die frühen 60er Jahre, die als das sogenannte „golden age of marriage“ (NAVE-HERZ 1998, S. 294) gelten, nur die Ausnahme innerhalb einer bereits über 100 Jahre währenden Entwicklung bilden. Aus dieser Perspektive verliert die Zerfallsdiagnose freilich an Brisanz.

Es läßt sich die Geschichte der Familie im 20. Jahrhundert aber auch noch anders als eine Zerfallsgeschichte lesen. Auf der Ebene von Sollensvorstellungen haben sich sukzessive codifizierte und nicht-codifizierte Normen aufgelöst und sind gleichzeitig neue entstanden. Als Beispiele für die Auflösung von Sollensvorstellungen wären zu nennen die Erleichterung der Scheidung durch die Ersetzung des Schuld- durch das Zerrüttungsprinzip, die Tolerierung nicht-ehelicher Sexualität, nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften und nicht-ehelicher Elternschaft oder die – beinahe – allgemeine Akzeptanz mütterlicher Erwerbstätigkeit. Demgegenüber ist sowohl auf der Ebene des Rechts wie auf der Ebene der „moralischen“ oder besser sittlichen Sollensvorstellungen eine Stärkung des Individuums zu konstatieren, wobei sich die Ausweitung der Rechte und als legitim erachteten sonstigen Ansprüche vor allem auf Frauen und Kinder bezieht. Beispiele aus dem Rechtsbereich sind: die vollständige Gleichberechtigung der Frau, die Ersetzung der elterlichen Gewalt durch die elterliche Sorge, die Gleichstellung der „unehelichen“ mit den „ehelichen“ Kindern, die Strafbarkeit von Vergewaltigung in der Ehe. Beispiele auf der Ebene allgemein geteilter normativer Vorstellungen sind eine tendenzielle Auflösung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, eine innerfamiliäre Demokratisierung und eine Ausweitung der Entscheidungskompetenzen von Kindern in sie betreffenden Belangen. Damit hätte sich also die eingangs erwähnte Vorstellung über die bürgerliche Familie, die einzig auf freiem Willen und wechselseitigem Einverständnis beruht, erfüllt. Der Brockhaus von 1996 kommentiert diese Entwicklung kurz und bündig folgendermaßen: „Die Institution Familie hat deutlich an Stabilität und damit an Sicherheit für ihre Mitglieder verloren, andererseits ist jedoch so die Möglichkeit eines weitgehend selbst bestimmten Lebens – ob inner- oder außerhalb von Partnerschaft und Familie – für Männer und Frauen gegeben.“ (DER BROCKHAUS 1996, S. 98)

Konkret bedeutet das z.B., daß die Institution der Ehe zugunsten nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften an Terrain verloren hat. Die Individuen sind offenbar in steigendem Maße der Auffassung, daß ihre Beziehung der Legitimität

on durch Kirche und Staat nicht mehr bedarf. Anders verhält es sich, wenn man Kinder hat oder haben möchte. Die gemeinsame Verantwortung für die Kinder wird, aus der Sicht der Eltern, über den rechtlich fixierten Verpflichtungscharakter der Ehe immer noch besser abgesichert als in einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft. Gerade an diesem Beispiel läßt sich die weitere Entwicklung im Hinblick auf Individualrechte demonstrieren. Bis zum Jahre 1970 galten der nicht-eheliche Vater und sein Kind als nicht verwandt. Danach wurden beide zwar gegenseitig erbberechtigt, aber um etwa das Sorgerecht für sein Kind zu bekommen, mußte der Vater die Mutter heiraten (vgl. LIMBACH 1988).

Das heißt, das Gesetz zielte eindeutig darauf, eine Einheit von Ehe und Familie auf Kosten individueller Rechte herzustellen. Seit der jüngsten Reform des Kindschaftsrechts haben Vater und Kind ein Recht auf wechselseitige Kontakte, und auch die nicht-verheirateten Eltern können gemeinsam das Sorgerecht ausüben (vgl. SCHWAB/WAGENTITZ 1999). Diese gleichsam schleichende Individualisierung ist Ausdruck eines allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Wandels, der auch die Familie einschließt. In diesem Sinne formulierte R. KÖNIG schon 1946: „So geschieht es beständig, daß Erscheinungsformen der modernen Familie als Desorganisationsmerkmale angesprochen werden, die in Wahrheit gar keine Desorganisationsmerkmale, sondern Strukturmerkmale ihrer spezifischen Gegenwartsgestalt sind.“ (KÖNIG 1946/1974, S. 85)

Daß die spezifische Gegenwartsgestalt der Familie nicht mehr die der bürgerlichen Familie ist, hat nicht nur der Gesetzgeber, sondern z.B. auch die CDU realisiert, die sich jahrzehntelang als Hüter der bürgerlichen Familie und der „Hausfrauenehe“ verstand. Ihr Verständnis von Familie liest sich nun wie folgt: „Familie ist überall dort, wo Eltern für Kinder und Kinder für Eltern Verantwortung tragen. Das sind Ehepaare mit ehelichen, nicht ehelichen, adoptierten Kindern, Pflegekindern, erwachsene Kinder, die sich um ihre Eltern kümmern, alleinerziehende Mütter und Väter oder Alleinerziehende mit Lebenspartner sowie nicht eheliche Lebensgemeinschaften mit gemeinsamen Kindern.“ (TAGESSPIEGEL vom 15.10.1999)

Für Leser, die diese Folgerungen nicht teilen mögen, weil sie nur die bürgerliche Familie als Familie begreifen, seien zum Schluß noch einige trostreiche Daten angefügt. Die überwiegende Mehrheit der Kinder wächst bei ihren leiblichen Eltern im gemeinsamen Haushalt auf: 90% aller Kinder unter sechs Jahren, 81% der 13- bis 17jährigen. Zwar hat die Anzahl der Kinder in einer Familie abgenommen, aber über 80% haben ein Geschwister (vgl. ENGSTLER 1998). Wie man sieht, sind Selbstbestimmung und Familienorientierung nicht notwendig einander ausschließende Größen.

## Literatur

- ADORNO, TH. W.: Einführung zu G. Baumert unter Mitwirkung von E. Hünninger: Deutsche Familien nach dem Kriege. Darmstadt 1954, S. V–IX.  
BARABAS, F. K./ERLER, M.: Die Familie. Einführung in Soziologie und Recht. Weinheim/München 1994.  
BATESON, G./JACKSON, D. D./LAING, R. D. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a.M. 1969.



- BAUMERT, G. unter Mitwirkung von HÜNNIGER, E.: Deutsche Familien nach dem Krieg. Darmstadt 1954.
- BECK, U.: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: „Soziale Welt“, Sonderband 2 (1983), S. 36–74.
- BECK, U.: Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. 1986.
- BERGHAHN, S.: Frauen, Recht und langer Atem – Bilanz nach über 40 Jahren Gleichstellungsgebot in Deutschland. In: G. HELLWIG/H.M. NICKEL (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Berlin 1993, S. 71–138.
- BOUDET, R.: Die bürgerliche Familie. In: H. ROSENBAUM (Hrsg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a.M. 1974, S. 282–285.
- BROCKHAUS in vierundzwanzig Bänden. Siebter Band. Wiesbaden 1996.
- CASTELL-RÜDENHAUSEN, A. GRÄFIN ZU: Familie, Kindheit, Jugend. 1. Familie und Kindheit. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. V 1918–1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. München 1989, S. 65–86.
- COOPER, D.: Tod der Familie. Hamburg 1972.
- CZARNOWSKI, G.: Familienpolitik als Geschlechterpolitik. In: H.-U. OTTO/H. SÜNKER (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus. Frankfurt a.M. 1989, S. 130–156.
- DIEWALD, M.: Persönliche Bindung und gesellschaftliche Veränderungen – Zum Wandel von Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende. In: M. WAGNER/Y. SCHÜTZE (Hrsg.): Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. Stuttgart 1998.
- DER GROSSE HERDER. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. 4. Band. Freiburg i.Br. 1932.
- DER NEUE BROCKHAUS. Leipzig 1941.
- DER GROSSE BROCKHAUS. 3. BAND. WIESBADEN 1953.
- DER GROSSE BROCKHAUS. 3. BAND. WIESBADEN 1978.
- DER TAGESSPIEGEL vom 15.10.1999: Abschied vom traditionellen Bild. Die Zahl der nichtehelichen Gemeinschaften und Alleinerziehenden steigt und erfordert eine neue Familienpolitik.
- DONZELOT, J.: Die Ordnung der Familie. Frankfurt a.M. 1980.
- ENGSTLER, H.: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 1998.
- GASTAGER, H./GASTAGER, S.: Die Fassadenfamilie. Ehe und Familie in der Krise – Analyse und Therapie. München 1973.
- GESTRICH, A.: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. München 1999.
- GYSI, J./MEYER, D.: Leitbild: berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: G. HELWIG/H.M. Nickel (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Berlin 1993.
- HABERMAS, J.: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwig 1965.
- HAUSEN, K.: Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollten. In: K. HAUSEN/H. NOWOTNY (Hrsg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a.M. 1986.
- HUININK, J.: Familienentwicklung und Haushaltsgründung in der DDR: Vom traditionellen Muster zur instrumentellen Lebensplanung? In: B. NAUCK/N.F. SCHNEIDER/A. TÖLKE (Hrsg.): Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart 1995.
- KAUFMANN, F.-X.: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München 1995.
- KEMPOWSKI, W.: Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman. München 1975, S. 132.
- KÖNIG, R.: Materialien zur Soziologie der Familie. Köln 1946/1974.
- KOHLI, M.: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 1–29.
- LAING, R.D.: Die Politik der Familie. Köln 1974.
- LIMBACH, J.: Die Entwicklung des Familienrechts seit 1949. In: R. NAVE-HERZ (Hrsg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1988, S. 11–35.
- LÜSCHER, K.: Was heißt heute Familie? Thesen zur Familienrhetorik. In: U. GERHARDT/S. HRADIL/D. LUCKE/B. NAUCK (Hrsg.): Familie der Zukunft. Opladen 1995, S. 51–65.
- MANN, TH.: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Frankfurt a.M. 1953.
- MANN, K.: Kind dieser Zeit. München 1965, S. 38.
- MARSCHALCK, P.: Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1984.
- MEYERS GROSSES KONVERSATIONS-LEXIKON. 6. Band. Leipzig/Wien 1907.
- MÜLLER-LYER, F.: Die Familie. München 1912.
- NAUCK, B.: Fruchtbarkeitsunterschiede in der Bundesrepublik und in der Türkei. Ein interkultu-

- reller und interkontextueller Vergleich. In: E. VOLAND (Hrsg.): Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Frankfurt a.M. 1992.
- NAVE-HERZ, R.: Die Elternschule. Neuwied 1964.
- NAVE-HERZ, R.: Die These über den „Zerfall der Familie“. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 38 (1998), S. 286–315.
- NICKEL, H.M.: Mitgestalterinnen des Sozialismus – Frauenarbeit in der DDR. In: G. HELLWIG/ H.M. NICKEL (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Berlin 1993, S. 233–256.
- PEUCKERT, R.: Familienformen im sozialen Wandel. Opladen 1996.
- PLATO, A. v./Leh, A.: „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948. Bonn 1997.
- RIEHL, W.H.: Die Familie. Stuttgart 1854/1889.
- ROSENBAUM, H.: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a.M. 1982.
- ROSENTHAL, G. (Hrsg.): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen 1997.
- SCHELSKY, H.: Wandlungen der Deutschen Familie in der Gegenwart. Dortmund 1953.
- SCHNEIDER, N.F.: Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine Analyse des Familienlebens 1970–1992. Stuttgart 1994.
- SCHÜTZE, Y.: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld 1986.
- SCHWAB, D./WAGENITZ, T. (Hrsg.): Familienrechtliche Gesetze. Bielefeld 1999.
- SIEDER, R.: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt a.M. 1987.
- SIEDER, R.: Kapitel 6: Besitz und Begehren, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich. In: A. BURGUIÈRE/C. KLAPISCH-ZUBER/M. SEGALÉN/F. ZONABEND: Geschichte der Familie. Bd. 4: 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M./New York (Campus Verlag), Paris (Edition der Fondation Maison des Sciences de L'Homme) 1998, S. 211–284.
- SPREE, R.: Soziale Ungleichheit vor Krankheit und Tod. Göttingen 1981.
- SRUBAR, I.: War der reale Sozialismus modern? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43 (1991), S. 415–432.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (Hrsg.): Datenreport 1999. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn 2000.
- STIERLIN, H.: The parent's Nazi past and the dialogue between the generations. Family Process 26 (1981), S. 379–390.
- THURNWALD, H.: Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Berlin 1948.
- TYRELL, H.: Die ‚Anpassung‘ der Familie an die Schule. In: J. OELKERS/H.-E. TENORTH (Hrsg.): Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Systemtheorie. Weinheim/Basel 1987, S. 102–124.
- VOGEL, A.: Familie. In: W. BENZ (Hrsg.): Die Bundesrepublik Deutschland. Bd. 2: Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1983, S. 98–126.
- WAGNER, M.: Scheidung in Ost- und Westdeutschland. Zum Verhältnis von Ehestabilität und Sozialstruktur seit den 30er Jahren. Frankfurt a.M./New York (Campus Verlag) 1997.
- WILLENBACHER, B.: Zerrüttung und Bewährung der Nachkriegs-Familie. In: M. BROSZAT/K.-D. HENKE/H. WOLLER (Hrsg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland. München 1988, S. 595–618.
- WURZBACHER, G.: Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Stuttgart 1952.

*Anschrift der Autorin*

Prof. Dr. Yvonne Schütze, Institut für Allgemeine Pädagogik,  
Abteilung Soziologie und Pädagogik, Humboldt-Universität Berlin,  
Unter den Linden 6 (Geschwister-Scholl-Str. 7), 10099 Berlin